

SCHLUSS MIT DEM UNFUG

Wie das Regie-Theater die Oper langsam umbringt

DIESER VIEL KOMMENTIERTE ARTIKEL, ZOG EINE WUTSCHNAUBENDE REPLIK DES STAATSOPERN-DIREKTORS NACH SICH - UND DIESE WIEDERUM EINE FLUT VON LESERBRIEFEN DIE SO GUT WIE AUSNAHMSLOS DEM AUTOR DIESER ZEILEN RECHT GABEN.

„Die Frau ohne Schatten“ in der Staatsoper ist vorbei. Und seither glaube ich fast, daß jene Kommentatoren recht haben, die der Gattung Oper keine Überlebenschance einräumen.

Mich irritiert an der jüngsten Wiener Opernpremiere gar nicht so sehr, daß sich heute offenbar kein Dirigent findet, der die Philharmoniker zu dramatischen

Höhenflügen animiert, wie sie zu Zeiten Karl Böhms selbstverständlich schienen. Da vertraue ich auf hervorragende Maestri, die halt in Wien noch nicht Oper dirigieren. Die gibt es. Musikalische Schwächen sind auszubügeln. Immerhin hat man in der Staatsoper ja für die schwierige "Frau ohne Schatten" mehrheitlich hervorragende Sänger gefunden.

Mißtrauen flößt mir hingegen die optische Komponente dieser Neuinszenierung ein. Langsam gewinnt der Beobachter den Eindruck, daß alles, aber auch wirklich alles, was an alten Produktionen aus dem Spielplan verschwindet, durch entweder häßliche oder das Werk bewußt

verfälschende Neuinszenierungen ersetzt wird.

Die Sache begann mit dem "Troubadour", schien dann aber weniger schlimm zu verlaufen, weil die Premieren vor allem weniger häufig gespielten Stücken galten, von denen man ohnehin annimmt, daß sie im von Richard Strauss einst postulierten Opernmuseum nur den Status einer Sonderausstellung zugewiesen bekommen. Eine dümmliche Verhöhnung von Meyerbeers "Propheten" wirft zwar ein trügerisches Licht auf diese Oper. Aber es war niemand davon überzeugt, daß sie sich auch bei einer adäquateren Darstellung im Repertoire halten könnte. Ähnliches mag für "Rienzi" oder sogar für

die "Sizilianische Vesper", schon gar für den frühen Verdi gelten.

Mit den Neuinszenierungen von "Palestrina" und "Frau ohne Schatten" aber ging es nun ans Eingemachte. Jetzt geht es auch in Wien bedeutenden Kompositionen an den Kragen, die in einem funktionierenden "Opernmuseum", um bei diesem Terminus zu bleiben, dauerhaft präsent sein müßten.

In den Inszenierungen, die Wien jetzt bietet, haben solche Werke aber keine Chance. Die Regisseure haben bewußt gegen die Vorgaben der Libretti verstoßen und den Gehalt der Dichtungen und damit auch der kongenialen Kompositionen der Lächerlichkeit preisgegeben. Wer die

Stücke so kennenlernt, verspürt gewiß wenig Lust, sie wieder und wieder zu erleben. Mit solchen Mitteln vertreibt man das Publikum dauerhaft. Wer Oper nicht ernst nimmt, sondern mit dem Holzhammer der Altachtundsechziger als Versatzstück einer morbid gewordenen, überkommenen Gesellschaftsform verächtlich macht, betreibt deren Auslöschung.

Das ist nun kein Plädoyer gegen moderne Regiekunst. Im Gegenteil. Man hat in der jüngeren Vergangenheit auch in Wien hervorragende, aus dem Geist des Stückes geborene, aber einer zeitgemäßen Ästhetik gehorchende Produktionen erlebt. "Peter Grimes" an der Staatsoper, die "Meistersinger", "Boris Godunow" und

"König Kandaules" an der Volksoper mögen als Beispiele dienen. In der Regel aber verstehen Regisseure ihre Arbeit offenkundig als Vernichtungswerk. Schon gar, wenn die Komponisten Strauss oder Pfitzner heißen, denen man ja politisch korrekt auch posthum noch am Zeug flicken muß.

Ich stehe nach wie vor zur Idee eines Opernmuseums, dessen Sammlung nach und nach um die lebensfähigen Werke aus der jüngeren Vergangenheit ergänzt werden sollte. Ein solches kann aber nur funktionieren, wenn die Aufführungen den gebotenen Stücken auch gerecht werden wollen, wenn die Geschichten, die Autoren und Komponisten erzählen möchten, auch ernsthaft nacherzählt

werden. Die meisten derzeit hoch
gehandelten Regisseure scheinen dazu
entweder nicht willens oder nicht
imstande.

Es ist ein trauriges Faktum, daß
glaubwürdige Aufführungen von Opern
bald nur noch in uralten Inszenierungen
stattzufinden scheinen, daß sich die vom
Komponisten gemeinte Erschütterung,
immer eine entsprechende
Sängerbesetzung vorausgesetzt, einstellt,
wenn Franco Zeffirellis bald vierzig Jahre
alte Produktion der "Boheme" auf dem
Spielplan steht oder Margarethe
Wallmanns noch ältere "Tosca", daß aber
ein Werk wie "Troubadour", weil von
Istvan Szabo entstellt, auch bei glanzvoller
Besetzung nicht mehr lebensfähig scheint.

Ist die Aufforstung des Repertoires durch glaubwürdige neue Produktionen nicht mehr möglich, dann wird sich die Oper nur noch so lange über ihre 300-Tage-Strecke pro Jahr retten können, so lange sie noch auf Produktionen von Zeffirelli, Ponnelle oder Otto Schenk, aus der jüngeren Vergangenheit vielleicht von Harry Kupfer oder Christine Mielitz zurückgreifen kann. Beginnt in Wien nun der Ausverkauf auch der Kernstücke des Repertoires nach dem Muster der jüngsten Beispiele, dann gebe ich einem fortlaufenden Repertoirebetrieb auch in Wien keine Chance mehr.

In einer Zeit, da sich die Irrtümer der deutschen Bühnen drastisch abzeichnen,

da der Eindruck gewonnen werden könnte, Wien hätte wenigstens auf dem Opernsektor "durchgetaucht", mutet eine solche Bilanz doppelt schmerzlich an. Vielleicht sollte man bis zur Heraufkunft einer vernünftigen Regisseursgeneration die Bühnenbilder der verbliebenen stückgerechten Inszenierungen denkmalschützen, statt fünf vor zwölf noch auf einen Karren aufzuspringen, der sichtlich in den Abgrund fährt. Geht nämlich die schleichende Unterminierung weiter, ginge mit der Repertoirestruktur der Staatsoper über Umwege auch eine unvergleichliche orchestrale Kultur zu Ende.

Die Parole "Schluß mit dem Unfug" ist kein Ruf nach einer Kehrtwendung,

sondern der nach einer Zukunft, die an die Stücke glaubt, um die es geht, die sie uns also wieder ernsthaft erzählt. Jede Wette, daß sich die Oper dann als quicklebendige Kunstform entpuppt!

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten